

Jesus ist Meister der Kontraste so auch in diesem Gleichnis. Zwei Menschen werden gegenübergestellt charakterisiert durch ihre Gebete. Jesus versucht außerdem, immer wieder gängige Vorstellungen zu hinterfragen und alteingeschliffene Denkweisen aufzubrechen, damit er seine Sache überhaupt anbringen kann. Denn unser Leben, auch Glaubensleben ist meistens schon lückenlos durchorganisiert, alles hat seinen Platz und Stellenwert, viel Freiraum für Neues gibt es meistens nicht. Jesus muss manches auf den Kopf stellen, damit man auf neue Gedanken kommt und eine neue Offenheit erlangt.

Wir heutigen Zuhörer haben allerdings hier das Problem, die Worte Jesu über den Pharisäer und den Zöllner richtig einzuordnen. Wir ordnen nämlich diese zwei Personen heute in ganz andere Schubladen ein als damals: der Pharisäer – eingebildet und hochmütig; der Zöllner – reumütig und demütig. Auf die damaligen Zuhörer haben die zwei jedoch ganz anders gewirkt. Pharisäer waren sehr angesehene Menschen. Und was dieser Mann in seinem Gebet von sich erzählt, ist eine ehrliche und beachtliche Leistung im Sinne der Tora: zweimal die Woche fasten, von allem den Zehnten an den Tempel abgeben und ein tadelloses Leben führen. Außerdem bittet er Gott um gar nichts, sondern er dankt ihm für sein Leben und seine Erfolge, auch das ist eigentlich lobenswert. Noch dazu haben seine Worte gute Vorbilder in den Psalmen. Wer, wenn nicht er, soll angenehm sein in Gottes Augen. Einige Zeilen später im Lukasevangelium wird ein vornehmer Mann Jesus fragen, wie er das ewige Leben erben könne, und Jesus wird ihm die Gebote aufzählen, worauf der Mann sagt, er habe sie alle von Jugend an gehalten – es ist also kein Hochmut, so eine Aussage zu treffen, sondern es kann ehrliche Hingabe dahinter sein.

Zöllner hingegen mussten berufsmäßige Betrüger und Kollaborateure mit der römischen Besatzungsmacht sein, sie sind reich geworden auf Kosten der anständigen Leute. Jesus kann und will ihn davon auch nicht reinwaschen. Aber dieser Zöllner betet einen einzigen kurzen Satz, ein „Stoßgebet“ – durchaus ebenso bereits in den Psalmen vorformuliert: „Gott, sei mir Sünder gnädig!“ – und damit gewinnt er die volle Sympathie Jesu. Kein Wort davon, dass er sein Leben ändern will oder kann. Und doch geht er gerechtfertigt aus dem Tempel, der andere nicht. Der Zöllner ist jedenfalls kein Vertreter der Armen, deren Gebet durch die Wolken in den Himmel dringt, wie uns die Lesung versichert hat: „Wer Gott wohlgefällig dient, wird angenommen und seine Bitte dringt bis in die Wolken“ – das passt doch eher für den Pharisäer. Auch hier stellt Jesus wieder einiges auf den Kopf.

Offenbar ist das kurze Stoßgebet, das nur um Gottes Erbarmen bittet, aus der Perspektive Jesu ein Glücksfall – während das andere, zwar irgendwie auch richtige Gebet aber eine Gefahr

darstellt.

Jesus geht es überhaupt nicht darum, auf diesen oder gar auf die Pharisäer allgemein zu schimpfen. Er stellt bloß fest, dass die Gerechtigkeit vor Gott mit dieser Haltung nicht zu empfangen ist: wo man mit Genugtuung auf seine religiösen Leistungen blickt und so sich von den anderen, den Sündern, abgrenzt. Das ist nämlich die Bedeutung des Wortes „Pharisäer“: Abgesonderte.

Jesus geht es um den Zöllner, der überraschenderweise in den Tempel geht, dort sogar betet und dann noch das richtige Gebet im Herzen trägt; er kann nichts vorweisen außer Versagen, aber genau das vertraut er Gottes Erbarmen an.

Das Gebet des Pharisäers mag in Ordnung sein, auch was er tut beachtlich, sein Dank berechtigt. Aber die elementare Einsicht des Zöllners, dass er ein Sünder ist und ihm nur Gott helfen kann, ist viel mehr wert als alle gute Leistung und als die Meinung, dass durch solche Leistungen die Welt sich verändern würde.

Für Jesus war dieser Unterschied weniger ein Grundsatz als eine praktische Erfahrung: Er konnte unter den Sündern, die es wussten, dass sie es sind, leichter Jünger sammeln als unter den Pharisäern und den Gerechten. Denn nicht die ehrenwerte Anstrengung des Pharisäers, sondern das Schuldbekenntnis des Zöllners scheint die Einbruchsstelle Gottes in die Welt zu sein. Er rechnet nämlich mit Gott. Die Fixierung auf unsere Leistung, auch wenn sie im guten Glauben geschieht, erzeugt meistens Stolz oder Frust, und beides verhindert die Offenheit auf Gottes Handeln hin.

So ist es folgerichtig, wenn der nächste Abschnitt nach diesem Gleichnis die Szene beschreibt, wo die Leute Säuglinge zu Jesus bringen, die von den Jüngern abgewiesen werden. Jesus weist die Jünger zurecht und sagt: „hindert sie nicht daran! Denn solchen Kindern wie ihnen gehört das Reich Gottes. Ich sage euch: Wer das Reich Gottes nicht so annimmt wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen.“ (Lk 18,16f)

Reumütiger Sünder oder Kind zu sein, umschreibt eine Einstellung, die in einer durchorganisierten Kirche, wo man alles im Griff haben will, nicht leicht zu integrieren ist. Jesus geht es dabei gar nicht darum, den Menschen in Unterwürfigkeit und Unselbständigkeit zu lassen. Gott hat keine Angst vor der Autonomie des Menschen, er hat ihn ja zu einem selbständigen und verantwortlichen Wesen zu seinem Ebenbild geschaffen. Aber die Größe des Menschen kann sich erst frei entfalten, wenn er Gott Herr sein lässt. Der Sünder, der um Erbarmen bittet, kennt seine Grenzen und überschätzt sich nicht, er erwartet die tiefe Verwirklichung seiner Berufung nicht von seinen eigenen Kräften, denn sie können ihn allzu leicht täuschen und in die Irre führen, sondern von Gott. So bildet letztlich das Erbarmen das Fundament unserer Existenz, nicht um uns klein zu halten, sondern um Gott

groß sein zu lassen. Auch ein Kind setzt unbekümmert auf seine Eltern und kann sorglos Großes erhoffen und erwarten, während es bloß Kleinigkeiten schafft.

Man spürt, wie kostbar der kurze Satz des Zöllners ist und wie er unserer Natur gegen den Strich läuft. Er steht dennoch jedem von uns jederzeit zum Nachsprechen zur Verfügung.